

Belobigung und Strafe

SELBSTMOTIVATION IN DER DIKTATUR ZWISCHEN GESCHEHEN-LASSEN UND
STERBEN NACH

Es gilt das gesprochene Wort!

I. Wie die DDR „schmeckte“ vermag ich kaum zu sagen. Der westdeutsche Gourmetpapst Wolfgang Siebeck von der *ZEIT* meint immerhin zu wissen, wie es *in* Ostdeutschland schmeckt, nämlich infolge sozialistischer Kochkünste gar nicht: seine erste Begutachtungsreise nach 1990 brach er jedenfalls erfolglos ab. Ich könnte eher sagen, wie die DDR roch, erinnere mich noch an die, nun sattsam bekannten Reinigungsmittel, mehr noch aber an das durchdringende Braunkohleflair jenseits der unsichtbaren Geruchsgrenze bei Eisenach – bei meinem ersten Ausstieg aus dem Flugzeug in Dresden glaubte ich fälschlich, ein Großfeuer zu identifizieren.

Meine Wahrnehmungschancen waren allerdings auch nur gering ausgeprägt. 1969 geriet ich bei meinem ersten Besuch in der Hauptstadt der DDR versehentlich Unter den Linden in die Aufmarschgruppen zur Parade anlässlich des zwanzigsten Geburtstag des sozialistischen Staates und hatte in den wenigen Minuten, ehe mir Volkspolizisten erlaubten, die Jubelstrecke als Unbeteiligter wieder verlassen zu dürfen, doch Gelegenheit, manche ambivalente Motivation oder nur mühsam kaschierte Unlust von Transparentträgern wahrzunehmen. Vor allem Arbeiten im Leipziger Universitätsarchiv erlaubten mir 1979 dann eine etwas intensivere Kontakt mit der Stagnationsgesellschaft, die für mich durch eine, auf allen Ebenen sichtbar werdende Doppelbödigkeit gekennzeichnet war: Schnell bemerkte man die Existenz einer zweiten Wirklichkeitskodierung, etwa mit Blick auf die Diskrepanz von Presseveröffentlichungen und dem, was

die Menschen erlebten oder auf Ermutigungsparolen. Bei Kontakten mit Wissenschaftlern erlebte ich die schon von einem resignativen Zynismus begleitete Bereitschaft, den geforderten Parolen eigene Texte nachzuschieben (wie damals gerade über „Luther und den Frieden“). Und am meisten waren für mich die unterschiedlichen Reaktionsformen beunruhigend und deprimierend, die einem entgegengebracht wurden, je nachdem ob man als Devisenträger mit D-Mark schon identifiziert worden war oder noch nicht.

Hinzu kommt eine strukturelle Besonderheit, für die es kein historisches Beispiel geben dürfte: Vor allem durch das Fernsehen ‚lebten‘ viele DDR-Bürger medial in einer Gesellschaft, welche die meisten von ihnen erst im Rentenalter würden besuchen können. Nachrichten, Unterhaltungsshows, die ganzen Konsumwelten des Westens, Politik und Sport kamen ins eigene Wohnzimmer und selbst im „Tal der Ahnungslosen“ war man begierig, von alledem zu hören und zu sehen.

Da es mir an genuinen Erfahrungen gleichwohl weitgehend fehlt, möchte ich bei meinen skizzenhaften Beobachtungen vor allem von der Zeit nach 1992 ausgehen, in der ich als Soziologe nach Dresden kam.

Damals wurde ich mit zwei Schlüsseltopoi zur Kennzeichnung der neuen Zustände konfrontiert:

Der erste hieß „*Beschleunigung*“. Es hing dies mit der plötzlichen Füllung der breit angelegten Straßen mit Autos zusammen, mit der neuen grenzüberschreitenden Mobi-

lität, mit der Verdichtung der Nachrichtenmassen und medialen Reizüberflutung. Jedoch drückte sich in dieser, überall thematisierten Wahrnehmung auch etwas von den dramatischen Strukturumbrüchen aus. Durch den Zusammenbruch der DDR-Wirtschaft gingen in kürzester Zeit, von 1989-1992, 4 Millionen Arbeitsplätzen verloren (Reißig 1993). Schon seit der Weltwirtschaftskrise haben die Soziologen beobachtet, dass sich das Leben in der Arbeitslosigkeit, nach sozialen Abstiegen und Positionsverlusten tatsächlich deutlich verlangsamt – übrigens sogar die körperlichen Bewegungen der Betroffenen. ((...Leipziger Schnellfahrstuhl...))

Die Wirkungen waren umso einschneidender, als die DDR nicht nur eine „Arbeitsgesellschaft“ war, wie die anderen industriellen Gesellschaften auch, sondern – wie Wolfgang Engler formulierte – eine „arbeiterliche“ Gesellschaft (2002: 71-97), ich würde lieber sagen: eine Arbeitsplatzgesellschaft. Im Betrieb wurden neben den Produktionsabläufen politisch-gesellschaftliche Arbeit ebenso wie die (nicht nur „private“) Lebensgestaltung, persönliche Beziehungen und die – besonders für die doppelbelasteten Frauen wichtige – Alltagsbewältigung organisiert, eingeschlossen die Vermittlung von Kinderkrippenplätzen, Urlaubszuweisung und Kulturkonsum. Im Zentrum des Lebens stand also eine an die Arbeit gebundene gesellschaftliche Kooperation, die selbst vergemeinschaftend wirkte – ein Aspekt, der nicht übersehen werden darf, wenn man verstehen will, weshalb der Zusammenbruch des Beschäftigungssystems über alle ökonomischen Folgen hinaus derart immobilisierende und Resignation fördernde Folgen hatte.

Damit bin ich auch schon beim zweiten Topos der damaligen Situationsdeutungen, nämlich dem beklagten „Gemeinschaftsverlust“. Nach dem Zusammenbruch des real existiert habenden Sozialismus' zeigte sich, dass dieses System durchaus eine, nachträglich oft verklärte Gemeinschaftslegung aufwies, welche nach 1990 die Differenzwahrnehmung schärfte: Das bundesdeutsche „System“ erschien jetzt als „Gesellschaft“ *per se*, Ostdeutschland hingegen

wie ein Reservat nicht nur wunderbar unbedingter Feldwege, sondern als Hort der „Gemeinschaft“, die in Deutschland in diesem an Schrecken nicht armen Jahrhundert gerne als ‚Notgemeinschaft‘ sich verklärte, Bindung im Leiden versprechend (eine sogar protestantisch rechtfertigbare Mischung menschlichen Glücks). Während man gemeinsam hohe Grade eine Virtuosität in der Bewältigung von Alltagssituationen erreichte, gab es zugleich doch keine Ansätze zur Selbstorganisation, fühlte man den dagegen wirkenden Druck der latenten oder offenen Kontrolle. Eigeninitiative erwies sich eher als Gefahrenquelle des Überlebens.

Aber ich will nicht nur von meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen ausgehen, vielmehr auch von wissenschaftlich gesammelten: Schon 1993 begann ich, Künstlerinnen und Künstler zur Veränderung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen in der (erstmalig von Egon Krenz am 18. Oktober 1989 so benannten, dann durch einen SPIEGEL-Titel begrifflich popularisierten) „Wende“ zu befragen. Vor allem hatte ich besser verstehen wollen, in welche Gesellschaft ich da gegangen sei. Bald schon erwies sich das kulturelle Handlungsfeld als Schlüssel für Einsichten in den Transformationsprozess, mehr noch aber für die Rekonstruktion der gesamten DDR-Gesellschaft. Auch aus diesem Zusammenhang will ich einige synthetisierende Beobachtungen zur Deutung des Florian Havemann und mir heute Abend gestellten Themas schildern.

II. Kultur versus Zivilisation und der Sinnverlust der Künste

Konfrontiert war man nach 1990 mit einem Kulturmilieu, das durchaus an eine älteren deutschen Dualismus erinnerte: ich meine die Entgegensetzung „Kultur versus Zivilisation“, wie sie in der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit antiwestlichen Affekt von großen Teilen des deutschen Bildungsbürgertums entwickelt worden war, nur dass nun die ‚wahre‘ Kultur unter den Bedingungen der östlichen Abschließung hatte überleben können, während ihre kommerzielle und mediale Verflachung im Westen stattfand. Aber es waren nicht mehr nur

Chicago oder London Beispiele für die Konsumzivilisation, sondern man konnte das Geldmenschentum nun schon in Stuttgart, Köln oder Hamburg vermuten.

Jedenfalls war in den staatssozialistischen Gesellschaften eine merkwürdige Gleichzeitigkeit von Fortschrittspathos und Traditionalismus entstanden. Im Verhältnis zu den Entgrenzungen des Kunstmarktes und der medialen Vermittlung künstlerischer Prozesse und angesichts der (für kurze Zeit übrigens auch in der Sowjetunion wirksamen) Avantgarden, erschien etwa der „Kulturfeudalismus“ der DDR als merkwürdiger Anachronismus. Auch das prägte Habitusformen und objektivierte sich im Projekt des, wenn man so sagen darf, sozialistischen „Kunststaates“. Den Begriff ich zuallererst, als mir fast alle Dresdner Künstlerinnen und Künstler – alt oder jung, männlich oder weiblich, gegenständlich oder abstrakt malend, einstmals „staatsnahe“ oder mit einer gewissen Distanz zu den Verhältnissen unter Ulbricht und Honecker – übereinstimmend sagten, dass Kunst in einer pluralistischen Gesellschaft ihren Sinn eingebüßt habe. Jetzt gehe es bloß noch um Unterhaltung oder um die kulturell-ästhetische Ausstattung der Gesellschaft (bis hin zu Banken und Autohäusern), nicht aber mehr um den zentralen Sinn eines Gesellschaftsprojektes, das die Künste selbst dort noch ‚adelte‘, wo sie kontrolliert und bekämpft wurden. Der Intendant des Dresdner Staatsschauspiels, Dieter Görne, illustrierte das so: Wenn man in der DDR eine Zeile aus einem Theaterstück weggelassen oder verändert hatte, sei „drüben bei Modrow“ etwas los gewesen, während man heute das ganze Stück weglassen könne, ohne dass dies jemanden rühren würde. Keinesfalls dienten die Künste in der DDR, welche zuerst ein „Erziehungsmittel“ sein sollten, nur der Propaganda. Vielmehr waren sie für das Projekt der „neuen“ Gesellschaft von großer Bedeutung. Und es galt diese Hochschätzung nicht nur für diejenigen Gruppen, die ich als „Refugiumsbürgertum“ bezeichnet habe und für die Uwe Tellkamp mit *Der Turm* ein literarisches Selbstzeugnis vorgelegt hat – aber das ist nun wiederum ein anderes Thema.

III. Paradoxien

In alle dem zeigt sich, dass die staatssozialistischen Länder einen eigenen, wesentlich durch Differenzsetzung bestimmten Weg der „Modernisierung“ beschritten hatten, der durch vielfältige *Paradoxien* gekennzeichnet war: Es handelte sich um eine traditionalistische Form der Traditionszerstörung, um eine hierarchisch durchgesetzte Egalisierung (der „Genosse Professor“ war eine Karikatur des Zusammenspiels von Gleichheitsanspruch und Hierarchiesehe suchte), um eine heilsgeschichtlich aufgeladene Profanisierung und eine Politisierung aller Lebensbereiche, durch welche „Politik“ zerstört und der Rückzugs-Privatismus gefördert wurden. Ähnlich widersprüchlich erschien, was der Soziologe Wolfgang Engler als „selbstdestruktive Zivilisierung“ im Gegensatz zu „reflexiver“ charakterisiert hat, nämlich das „antagonistische Auseinanderfallen von Form und Inhalt, Resultat und Prozedur: *rohe Dämpfung* der Leidenschaften, *gewaltsame* Erziehung zur *Friedfertigkeit*“ (S. 53). Übrigens erwiesen sich auch die Studierenden nach dem Mauerfall noch als wirklich „ontologisch“ – wie ich das aus der Nachkriegszeit, noch bis in die Jahre der Studentenrevolte hinein, auch aus Westdeutschland kenne. Gemeint ist die Sicherheit, dass eine objektiv gegebene Welt durch unverrückbare und gesetzmäßige Wahrheiten zu erkennen sei, woraus folgte, dass man nach dem Zusammenbruch des Marxismus/Leninismus zuerst nach einer neuen, singulären Wahrheit suchte.

IV. Psychogenetische Deutungen

1. Engler: Die zivilisatorische Lücke

Nach dem Ende des vierzigjährigen „Experiments am lebenden Menschen“ (Wolf Biermann) blühten die sozialpsychologischen Deutungen der gerade überwundenen Vergangenheit: 1992 legte der an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ in Berlin lehrende Wolfgang Engler „post mortem“ eine Studie über die Mentalitätsgeschichte der DDR vor. Schon als es diese noch gab, hatte er ein großes, konzeptionelles Interview mit dem Soziologen Norbert Elias durchgeführt, dessen Hauptwerk *Über*

den Prozess der Zivilisation den Zusammenhang von Machtzentralisierung und einer Pazifizierung des Verhaltens (zuerst des Kriegsadels durch dessen „Verhöflichung“) aufzuzeigen suchte. Elias These war es, dass die Menschen schon im Zeitalter der „absoluten Monarchie“, erst recht in der Moderne und nach dem revolutionären Bruch mit der Königsherrschaft zunehmend durch Selbstbeobachtung und Selbstzwänge in die Gesellschaft integriert würden. Das löse bloß von außen kommende Zwänge zunehmend ab, Befehle würden durch Normen und diese durch wertgebundene Einstellungsbereitschaften abgelöst. Engler stellte damals die These auf, dass die DDR hinter den vergleichbaren Entwicklungen „westeuropäischer“ Gesellschaften zurück geblieben sei, was er als ein Modernisierungsdefizit, als „zivilisatorische Lücke“ deutete.

Auf den ersten Blick erschien die Politisierung der gesamten Gesellschaft, somit auch des Privaten, nur als „äußerliche Anpassung der Individuen an die ‚Verhältnisse‘“ (S.29), woraus aber mehr und mehr Formen des Verdächtigen, des ängstlichen Abrückens oder des Streitigen bis hin zum offenen Bruch innerhalb der persönlichen Beziehungen gefolgt seien – also existentielle Erschütterungen, welche über passive Anpassung weit hinaus gingen: „Eltern verstießen ihre Kinder, die jede Hoffnung verloren und sich zur Auswanderung entschlossen hatten; Ehepaare und Freunde entfremdeten sich [...] Bis zuletzt verschafften sich die Regeln, die Ge- und Verbote des machtbesetzten öffentlichen Austauschs im Privatverkehr Geltung“ – private Ordnungsbedürfnisse und staatliche Disziplinierungsstrategien gingen „ein fatales Bündnis“ ein (S. 30f.).

Engler diagnostizierte rückblickend eine im Osten nach den langen Zeiten autoritärer Regimes entwickelte „Fremdzwangdominanz“, womit dann nach der „Wende“ auch eine schnelle Zunahme von Gewaltdelikten zu erklären sei: „Mit jedem Tag sehen wir es deutlicher: Je unumschränkter das autoritäre [...] Zivilisierungsmuster in den einzelnen sozialistischen Gesellschaften herrschte [...], desto größer, gewaltsamer und zerstörerischer ist die Energie, die die

entstrukturierte Gesellschaft [...] freisetzt“ (S.45).

2. Maaz: Im selben Jahr erschien auch ein Psychogramm der DDR, das der Hallenser Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz (der in dieser Vorlesungsreihe über die „kulturelle Prägung durch die Sozialraum DDR“ gesprochen hat) unter dem Titel *Der Gefühlsstau* gestellt hatte, wobei er nicht einseitig nur von der manipulativen Drohgestalt des Staates ausging, sondern umgekehrt davon, dass dieser „auch ein Abbild unserer psychischen Strukturen“ sei, dass er etwas „äußerlich ins Bild gesetzt“ habe, „was wir in unserem Inneren nicht sehen und wahrhaben wollten [...]: Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient!“ (S.15)

Gegen Repression und Mangel hätten sich Formen der Entfremdung, besonders der „Blockierung der Emotionalität“, schließlich sogar der „Spaltung der Persönlichkeit“ entwickelt: „der durchschnittliche DDR-Bürger zeigte eine Fassade von Wohlständigkeit, Disziplin und Ordnung. Er war freundlich, höflich [damit kann Maaz aber etwa die in der Gastronomie Arbeitenden kaum gemeint haben] und beflissen [...] überwiegend zurückgehalten, kontrolliert, vorsichtig und gehemmt. Unter dieser zur Schau getragenen Maske schmorte ein gestautes Gefühlspotential von existentiellen Ängsten, mörderischer [?] Wut, Hass, tiefem Schmerz und oft bitterer Traurigkeit, das aus dem Bewusstsein und von der Wahrnehmung ausgeschlossen blieb“ (S.76)

3. Kulturschock und Stereotype

Jenseits solcher Kollektivpsychologien, war doch auffällig, dass es nach der Wiedervereinigung zu einem, in dieser Radikalität noch nie beobachteten, schockartigen Handlungsverzicht kam: zu beobachten war ein fast vollständiger Rückgang von Geburten, Heiraten und Scheidungen, ein ‚Totstelleneffekt‘, der dramatischer war als sogar in der Großen Depression der Weltwirtschaftskrise oder während der beiden Weltkriege (zum Beispiel fiel die Geburtenrate von 1990 auf 1991 um 40 Prozent, um weitere 19 Prozent im nächsten Jahr und nochmals um 8 Prozent bis 1993).

Der Umbruch-Begeisterung folgten nicht immer leichte Begegnungen der einstmaligen „Brüder und Schwestern“ mit den „Wessis.“ In der überraschend schnellen Entwicklung negativer Stereotype zeigte sich so etwas wie eine populäre Alltagspsychologie: „Horden vorsintflutlich gekleideter und seltsame Dialekte sprechender“ Menschen (Finger 2005) waren anfangs noch aufs Herzlichste begrüßt worden, bald jedoch wurden sie zu Projektionsfiguren, denen eine gänzlich verschiedene Mentalität unterstellt wurde. In jener Novembernacht, in der die Deutschen wirklich ein „einig Volk von Brüdern“ waren, umarmten „Westler in neonfarbenen Skiblousons [...] Ostler in mondverwaschenen Jeans-Kombinationen“ und „der Rest des Volkes starrte mit offenen Mund auf den Fernseher, denn eigentlich hätte an diesem Abend nur der VfB Stuttgart [...] gegen Bayern München spielen sollen. Vom Mauerfall stand nichts in der ‚Funk-Uhr‘“ (Lehnartz 2001). Kaum jemand hätte damals erwartet, dass zwölf Jahre später aus der niedergerissenen Mauer ein Graben geworden zu sein scheint. Viele der gegenseitigen Klischees folgten einem Kommunikationsschock: „Westler sind angeberisch, um Selbstdarstellung bemüht, besserwischerisch und materialistisch [!], Ostler sind faul, unselbstständig, undankbar, zu langsam“. Deswegen gebe es auch die Unterstützung der PDS, weil sie das einzige sei, „was die im Westen erschreckt, während sich der Wessi ratlos fragt ‚spinnen die?‘“ (Lehnartz 2001). An prominenten Beiträgen zur Produktion von Vorurteilen fehlte es jedenfalls nicht: Friedrich Merz wollte als CDU-Fraktionsvorsitzender nach den Wahlerfolgen der PDS dem „trotzig-pubertären Lümmelvolk im Osten das Taschengeld entziehen“ (Lehnartz 2002) und Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber machte im Bundestagswahlkampf 2005 Stimmung gegen die „Frustrierten“ aus dem Osten, die nicht noch einmal über das Schicksal Deutschlands bestimmen dürften. Es war dies auch die Zeit, in der Jörg Schönbohm, CDU-Innenminister des Landes Brandenburg, den entsetzlichen Fall der neunfachen Tötung neugeborener Kinder durch ihre Mutter der „erzwungenen Proletarisierung“ ihrer DDR-Sozialisation andichtete (Schröder 2005).

In den Vorurteilsformeln zeigen sich immer auch Selbst- oder Fremdzuschreibungen hinsichtlich der Verhaltensstile im geteilten Deutschland. „Besser-Wessi“ und „Jammer-Ossi“ wurden sofort zu verbreiteten Schlagworten, die bis heute nachwirken. Schon im Herbst 1992 erschienen die Westdeutschen als „arrogant, überheblich und angeberisch“, als „oberflächlich, gestellt und gestylt“, als „ich-bezogen, egoistisch, selbstsüchtig und gefühllos“. Und es wurde dies noch dadurch bestätigt, dass viele Ostdeutsche sich selbst als „naiv, gutgläubig und harmlos“ empfanden, als „vertrauensselig, schüchtern, unerfahren“ oder „hilflos und primitiv“ oft sogar als „verbissen, geduckt und unsicher“, als Menschen also, die „mit gesenktem Kopf gehen“. Die Schriftstellerin Monika Maron sprach von „peinlicher Beflissenheit“, von „Dumpfheit und Duldsamkeit“, von „Duckmäuserei und ihrem feigen Ordnungssinn“ (zit. in Ahbe 2004: 17). Das mochte zu jenem Demonstrationsplakat passen, mit dem Bundeskanzler Kohl bei seiner berühmten Rede vor der (damals noch!) Ruine der Dresdner Frauenkirche angefleht worden war: „Helmut nimm uns an der Hand und führ uns ins Wirtschaftswunderland.“

Faul und „unsagbar spießig“ fand man die Ostdeutschen, die sich laut Infas 1990 zu 85 Prozent als „fleißig“ verstanden, während nur 34 Prozent der Westdeutschen das glaubten. Beliebig ließen sich die Beispiele fortsetzen: Ostdeutsche beurteilen Westdeutsche als „lehrerhaft“, „arrogant“, „egoistisch“, „karrierebewußt“, „versnobt“, mit „Ellenbogenmethode“, während man an den Ostdeutschen aus westlicher Sicht Passivität und ein Übermaß an Konformismus zu entdecken glaubte. 73 Prozent der in Westdeutschland Lebenden stimmten der Meinung zu, die ein unsäglich simples Buch (Roethe 1999) zu einen Kurzzeitbestseller gemacht hatte: „Arbeiten wie bei Honecker, leben wie bei Kohl“. Darin waren die Ostdeutschen von Thomas Roethe als lernunfähige Faulpelze beschimpft worden, woraufhin ein Bürgermeister ihn wegen „Volksverhetzung“ verklagte, eine Landesregierung gegen seinen Auftritt im Fernsehen intervenierte. Oder: Furore machte das in Frankfurt/Oder geschriebene Erlebnisbuch einer

aus Westdeutschland zugezogenen Hausfrau (Endlich 1999), die ihre verdrossenen Nachbarn so wenig verstehen konnte wie die in Trainingshosen erscheinenden Besucher oder Leute, die sich irritiert von Tortellini abwenden, weil sie Bockwürste vorziehen – all das blieben nicht bloß lokale Ärgernisse.

4. Unverständnis für Umbruch

Rückblickend mag vor allem erstaunen, dass die Westdeutschen die durchdringenden psychischen Folgen eines Systemzusammenbruchs in keiner Weise antizipiert und bis heute kaum verstanden haben, obwohl doch die westliche „Therapiegesellschaft“ von Alltagspsychologismen und einer trivialisierten Psychoanalyse nachgerade durchdrungen schien. Unverständlich blieb, warum die „gelernten DDR-Bürger“ nicht froh und umstandslos den westlichen Lebensstil adaptierten. Es war naiv zu glauben, dass man Verhaltensweisen und Denkstile einfach anpassen könnte wie die Verkaufszahlen von Autos.

Immer waren die beiden deutschen Staaten einander zu Projektionsflächen geworden, obwohl sich die Bürger der alten Bundesrepublik für die „graue DDR“ kaum interessiert hatten. Zwischen 1956 und 1984 sank beispielsweise die Zahl derer, die eine Wiedervereinigung wünschten von 65% auf nur noch 28%, während die Zahl derer, die sagten, man solle „abwarten“, von 25% auf 58% stieg (Noelle-Neumann/Köcher 1993: 431). Die Westdeutschen waren zunehmend mit eigenen Problemen befasst (seit der ersten Rezession in den 70er Jahren auch mit solchen des Arbeitsmarktes), und sie befanden sich in einem Modernisierungs- und Verwestlichungsschub, während es in Ostdeutschland zur gleichen Zeit eine Phase der ermüdeten Hoffnungslosigkeit gab und damit verbunden eine Intensivierung staatlicher Kontrollen. Nach den Niederschlagung des Prager Frühlings, welcher die Bedeutung des Symboljahres „1968“ im Osten bestimmte, hatte sich der Sozialismus als nicht reformierbar erwiesen; erst mit Gorbatschow stellte sich neue Hoffnungen ein.

V. Konsensdiktatur

Will man das Verhältnis von autoritärer Ordnungsherstellung und der Entwicklung von Freiräumen, samt der damit verbundenen Einstellungen für die Honeckerzeit verstehen, muss man sich die Ambivalenzen eines Systems deutlich machen, in dem gesellschaftliche Überwachung – vor allem durch die deshalb auch nachträglich so bedeutsamen Organe der Staatssicherheit – enorm ausgebaut wurde, gerade weil „Weite und Vielfalt“ versprochen worden waren. Diese Widersprüche und (verdrängten, unterschwellig also umso wirksameren) Spannungserhöhungen wurden mit einer pathologisch gesteigerten *Konsenserzwingung* überspielt.

Eine „totalitäre Diktatur“ war die DDR in den letzten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens nicht, und doch gab es auch nach der Überwindung des Stalinismus keine *ausdrückliche* Abkehr vom „Totalitären“, wohl aber – um an WEBERS herrschaftssoziologische Kategorie anzuknüpfen – dessen „*Veralltäglichsung*“.¹ Der offenen Angst vor der Auslöschung der Person folgten die latenten Ängste vor unterschiedlichsten Sanktionierungen. Am wichtigsten war, dass der Terror zunehmend durch eine Verinnerlichung entdramatisierter Konsenszwänge abgelöst wurde: Das soll „*Konsensdiktatur*“ heißen.

Die von vielen Menschen in Ostdeutschland heute schmerzlich empfundenen Konsensdefizite weisen noch auf Strukturen des DDR-Alltags zurück. Konsens braucht es in allen sozialen Beziehungen; problematisch wird es nur, wenn er zwanghaft erzeugt wird (wie etwa in einer pathologischen Familiensituation). Zu unterscheiden sind ein *ethnozentrischer Homogenitätskonsens* von einer auf Übereinstimmung beruhenden Garantie geschützter Verschiedenartigkeit (*Pluralitätskonsens*).

Beispiele eines erzwungenen Konsens kann man für viele Lebenszusammenhänge in der DDR finden, so vielfältig auch im Bereich der Künste. „Am Ende der DDR“, so wandelte der Dresdner Maler Hubertus Giebe ein Wort Sascha Andersons (der es wissen musste) ab, „waren die verbliebenen doktri-

nären Apparatschicks faktisch vor sich selbst auf der Flucht.“ⁱⁱ Und dann blieben oft nur noch der protokollarische Schein und fiktive Konsens übrig. Das galt schon während der 80er Jahre für das Auftragssystem: Der – wie einstmals Ralf Winkler (A.R. Penck) oder Peter Herrmann – zu den Künstlerfreunden um Jürgen Böttcher-Strawalde gehörende Dresdner Maler Peter Graf beispielsweise erhielt 1984 den Auftrag, für 2.400 Mark ein Arbeiterporträt zu malen. Bei der Abnahme wurde moniert, das Werk zeige Schriftzeichen (etwa gar „Solidarnosc“?). Es handelte sich jedoch um eine, ebenfalls beanstandete Widmung an den Malerfreund Peter Herrmann. Das Bild war für eine Gemeinschaftsausstellung von Dresdner und Leningrader Künstlern im Dresdner Albertinum vorgesehen und in den Katalog bereits aufgenommen worden. Gleichwohl fand der Maler es bei der Ausstellungseröffnung nicht vor und wurde nachträglich darüber informiert, dass einige Kunstfunktionäre auf seinem Arbeiter-Selbstporträt den „antifaschistischen Schutzwall“ angedeutet (oder vielleicht sogar als „böartigen Zaun“ ironisiert) sahen. Dabei hatte der Maler wahrscheinlich nicht die Mauer im Sinn, sondern wollte nur sich selbst als „Arbeiter“, nämlich als Gabelstaplerfahrer vor den entsprechend aufgeschichteten Paletten ins Bild bringen. Diesen „Brotberuf“ musste er ausüben, nachdem er in den VBK nicht aufgenommen worden war, also keine Steuernummer und somit keine legitimierte Künstlerexistenz zugestanden bekam. Jedenfalls wollte man mehr in das Bild hineinsehen und vermutete eine „negativ-politische Aussage“. Interessant für den Konsensmechanismus ist es nun, dass der ratlos-wohlmeinende Leiter des Bezirksbüros für Bildende Kunst, nachdem der Künstler zu Kompromissen nicht bereit war, sich (und ihn) dadurch aus der Affäre zog, dass er das Bild schließlich nicht abnahm, sich als Äquivalent für die bezahlten Honorar-Raten jedoch vier unpolitische Arbeiten – etwa „Frau auf Sofa“ – geben ließ. Im Protokoll wurde dann konsensuell-verdeckend vermerkt (und man erinnere sich, es sollte ein „Arbeiterporträt“ sein, also das immer noch am höchsten geschätzte Sujet): „Der Auftrag ist damit zur Zufriedenheit beider Partner erfüllt.“ⁱⁱⁱ

Aber die konsensuelle Konfliktvermeidung konnte auch zynische Formen annehmen. Im Rahmen des Großauftrages zur Ausgestaltung des Leipziger Neuen Gewandhauses war nach einer entsprechenden „bildkünstlerischen Direktive“ von 1976 und gegen den Willen des Architekten Rudolf Skoda eine Ausmalung des Foyers in Auftrag gegeben worden. Bernhard Heisig hatte die Arbeiten zu koordinieren. Neben einer Bildergalerie – zu der Wolfgang Mattheuer, Gerhard Kurt Müller und Werner Tübke „Gemälde zum Generalthema im eigenen Auftrag [!] schaffen sollten“^{iv} – kam es zur Ausmalung des Foyers durch den Heisig-Schüler Sighard Gille, der die 712 Quadratmeter des Saalunterbodens mit einem Deckengemälde ausfüllte, das sich von Gustav Mahlers sinfonischer Dichtung „Das Lied von der Erde“ anregen ließ. Nun hatte aber auch ein zweiter Maler daran mitwirken sollen, dem – nachdem eine einheitliche Komposition mit Gilles Bild scheiterte – die Gestaltung der zentralen Wand für ein Fries übertragen wurde. Heute sieht man an dieser Stelle ein merkwürdig deplaziertes Holz-Paneel, das in seiner biederen Gutbürgerlichkeit in keiner Weise zu den über den Raum flutenden Expressionen der Deckenmalerei Gilles passt. Dies ist die Spur eines aufschlussreichen Falles gängelnder Zensur. Hinter der Verschalung verbirgt sich nämlich das unvollendet gebliebene (u. a. von Francisco de Goya, Max Beckmann und Karl Hofer beeinflusste) Tryptichon „Welttheater“, das der inzwischen verstorbene, aus der „Leipziger Schule“ kommende Maler Wolfgang Peuker sehr zur Unzufriedenheit seiner Auftraggeber geschaffen hatte. Er wollte einen 22 Meter langen Maskenzug meist nackter Figuren zeigen, der kaum an Karneval oder theatralisches Rollenspiel erinnern, vielmehr Assoziationen an existentielle Unsicherheit, Trauer, überhaupt an *Vanitas*-Motive wecken sollte. Das waren nicht die Gestalten, mit denen der Chef des Gewandhausorchesters, Kurt Masur, und die sozialistischen Kulturfunktionäre das festlich gestimmte Konzertpublikum – geradezu körperlich – konfrontiert sehen wollten. Der Künstler ahnte Böses und signierte die Arbeit schon vor der Fertigstellung. Für die DDR als „Konsensdiktatur“, in der von den weichsten Anpassungszwängen bis zur ri-

gigisten Unterdrückung zumeist versucht wurde, die Zustimmung jener zu erhalten, die einer restriktiven Maßnahme unterworfen wurden, passt es nun, dass man dem Maler Peuker nach Beseitigung seines Bildes (von der er nicht unterrichtet worden war) offiziell mitteilte, das „Zudecken des Gemäldes [dient] lediglich dessen Schutz vor Schmutz und möglicher Beschädigung“. Vielleicht trifft zu, dass der mit der Beseitigung beauftragte Anstreicher Sighard Gilles Rat befolgt hat, das Peukersche Gemälde nicht nur mit grauer Latexfarbe, sondern darunter mit einer schützenden Schlämmkreide zu überpinseln.^v So ist bis heute unklar, ob das Werk rekonstruierbar wäre. Jedenfalls ist dies ein anschauliches Beispiel dafür, wie die repräsentative Sichtbarkeit (der Deckengestaltung) und die ins Unsichtbare verbannte, jedoch latent wirksam bleibende ästhetische Abweichung (eine Entwurfsskizze der Peukerschen Figurenfolge ist heute zu sehen) gleichermaßen ein großes Auftragswerk mitdefinieren. Darin zeigt sich noch immer die Idee eines wahrlich staatlichen Mäzenatentums, aber auch der obrigkeitsstaatliche Autoritarismus und schließlich sogar dessen Verdeckung durch einen erzwungenen „Konsens“.

Und auch für die vielgepriesene und nun durch Bundestagsbeschluss durch ein Denkmal zu ehrende „friedliche Revolution“ hängt mit Konsensstrukturen zusammen, denn der Begriff bezeichnet den Gewaltverzicht der Demonstrierenden, war als historisches Faktum aber nur dadurch möglich, dass die Staatsgewalt nicht ausgespielt wurde. Dazu, so denke ich, haben das in der DDR geschaffene Klima und die durch Konsensfiktionen mitproduzierten Habitusformen *auch* beigetragen, so dass sich bei der entscheidenden Montagsdemonstration in Leipzig am 9. Oktober 1989 niemand mehr fand, der die zusammengezogenen Truppen (das waren bei „erhöhter Gefechtsbereitschaft“ der Nationalen Volksarmee für den gesamten Militärbezirk III mehr als 5.000 weitere Einsatzkräfte) wirklich noch in Marsch gesetzt hätte. Die schärfste Form des Dissens war für die Verwalter staatlicher Gewaltbarkeit eben nicht mehr ausspielbar. Auch ein trügerischer und erzwungener Konsens, mühsam aufrechterhalten und auf

dem Zusammenspiel von Drohung und „guter Absicht“ beruhend, kann die offene Gewaltbarkeit vermeiden helfen, zumindest auf die Repressionsmächte lähmend wirken.

VI. Traditionellere Gesellschaft

Zusammenfassend meine ich, dass die meisten Verhaltensunterschiede im geteilten Ost- und Westdeutschland darin begründet waren, dass die DDR (wie beispielsweise auch Italien) einen traditionelleren Gesellschaftszustand konserviert hatte.

Die *cultural lags* waren für mich und viele andere mit denen ich darüber sprach, sofort erlebbar in dem Zurücktauchen in Jugendzeiten der Nachtrümmer-Graueit (hier darf ich eine der prägnantesten Künstleräußerungen meiner damaligen Gespräche mit Künstlerinnen und Künstler einfügen, von denen eine mir sagte: „Jetzt nehmen sie uns auch noch das bisschen Grau“), sodann der autoritären Erziehungspraktiken und entschiedenen Ordnungsbilder. Traditionell mutete gegenüber den Erfüllungselbstverständlichkeiten in der Konsumgesellschaft auch die aus der Mangelwirtschaft geborene ‚Ethisierung des Mangels‘ an. Darin zeigte sich durchaus eine kulturelle Kontinuität in den Stammländern der Reformation, die solche Bescheidung den Gläubigen seit je empfohlen hatte. Auch gab es, schon durch die erzwungene Selbstabschließung der DDR einen intensiver wirkenden Regionalismus – all dies Bedingungen dafür, dass die unter solchen Bedingungen entstandene Kunst (im Verhältnis zur westlichen Moderne) von Günter Grass als „deutscher“ empfunden wurde.

VII. Poetische Ambivalenzbeschreibung

Wie erinnert man sich heute an eine prekäre Lage, die inzwischen fast zwei Jahrzehnte zurückliegt? Auf solch schwierige Fragen finden sich in der Literatur, in den (Selbst-)Beobachtungen der Dichter und Romanschreiber oft genauere Aufschlüsse als in wissenschaftlichen Texten. Denn es geht um ambivalente und vielschichtige Wahrnehmungen. Solche zweiseitigen Selbstbeobachtungen hat beispielsweise der Dresdner Dichter Thomas Rosenlöcher in seinem

DRESDEN

PROF. DR. KARL-SIEGBERT
REHBERG

9. Dezember 2008

www.kas.de

www.kas.de/dresden

– als Befindlichkeitsanalyse empfehlenswerten – *Ostgezeter*^{xii} ironisch-listig vorgetragen. Seine anekdotischen Reflexionen über ein DDR-Leben (das durchaus den „Tiefpunkt“ der Unterschrift unter eine Resolution beinhaltet, mit der auch er 1976 Wolf Biermanns Ausbürgerung gutgeheißen hatte) und über die „Wende“-Erfahrungen durchzieht wie ein *cantus firmus* ein immer wieder etwas verschobener Kleindialog:

„Haben Sie eine DDR-Identität?“ / „Ich war bei den Jungpionieren.“ / „Wie bitte?“ / „Nichts.“, sagte ich (S. 19).

„Was sagten Sie?“ / „Nichts“, sagte ich / und doch war ich bei den Jungpionieren (S. 23).

„Ob Sie so etwas haben wie eine DDR-Identität?“ / „Können Sie mich nicht etwas anderes fragen?“ / „Was?“ / „Wie es mir geht, zum Beispiel.“ / „Nun gut, wie geht es Ihnen?“ / „Blendend“, sagte ich / und doch war ich bei den Jungpionieren (S. 24).

„Keine DDR-Identität?“ / Ich schüttelte den Kopf. / „Nie im Leben.“, sagte ich. / Und war doch bei den Jungpionieren / „Das ist doch kein Pionierknoten, Kind“, sagte die Pionierleiterin. Und beugte sich zu mir herab, ein sanfter Halskitzelschauer (S. 26).

Geständnis: Ich war in der SED (S. 102).

Ein „kleines Gespräch“ von *damals*. „Bist Du Mitglied in der SED?“ „Nö, nö.“ / „Bloß gut. Ich dachte schon.“ (S. 141).

„Du sollst nicht Karriere machen“, hieß das elfte Gebot. / Und doch bin ich Mitglied gewesen (S. 104).

Jungpioniere – „wie selten das Wort vorkommt. Fast schon wie Hitlerjungen. Und selbst meine Tochter sieht mich bloß an mit ihren Unschuldsgaugen. Und schüttelt ihr Ohrgehänge, als wäre sie schon immer beteiligt gewesen am weltweiten Ohrgehängegeschüttel. So kurz dabeigewesen, daß es ihr keine Mühe macht, nicht erst dabeigewesen zu sein. Und der kleine Ludwig meint, daß sein kleines Brüderchen gar nicht mehr wissen werde, daß es in der DDR geboren ist. ‚Weißt Du, Mutti‘, sagt er, ‚das sagen wir ihm gar nicht erst‘“ (S. 23f).

ⁱ Vgl. H. ARENDT, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* [engl. zuerst 1951], 2. Aufl., München/Zürich 1991.

ⁱⁱ ((...GIEBE...???...ANDERSON...???...)).

ⁱⁱⁱ Interview mit P. GRAF am 1.6.1995 und Materialien im Archiv des Kunstfonds des Freistaates Sachsen.

^{iv} Vgl. REHBERG, *Mäzene* [wie Anm. 45], S. 19.

^v Interview mit Sighard Gille, 25.7.2001, Leipzig, geführt von Karl-Siegbert Rehberg und Paul Kaiser; vgl. auch REHBERG, *Mäzene* [wie Anm. 45], S. 32f.

^{vi} BstU, ZA, ZAIG 3336: Information über beachtenswerte Erscheinungen unter negativ-dekadenten Jugendlichen in der DDR vom 17.05.1984.

^{vii} Vgl. etwa K. MICHAEL: „Macht aus diesem Staat Gurkensalat“. *Punk und die Exerzieren der Macht*, in: R. GALENZA / H. HAVEMEISTER (Hgg.): *Wir wollen immer artig sein... Punk, New Wave, HipHop, Independentszene in der DDR 1980-1990*, Berlin 1999, S. 72-93.

^{viii} FDJ- Information ((...)).

^{ix} Vgl. flüstern und SCHREIEN. Ein Rockreport. DEFA Studio für Dokumentation 1988. Buch und Regie: Dieter SCHUMANN und Jochen WISSOTZKI. (DVD Icestorm Entertainment GmbH 2002).

^x *Provokation, Paranoia und Parties*. Interview mit Bert Papenfuß, Aljoscha Rompe (Feeling B), Ronald Lippok (Ornament & Verbrechen), Bernd Jesträm (Rosa Extra, Auf-ruhr zur Liebe), in: GALENZA / HAVEMEISTER, *Punk* [wie Anm. 67], S. 41-50, hier: 50.

^{xi} W. KIRKAMM: „Miteinander Reden ist Gold – nicht nur in der Silberhöhe“, in: *Junge Welt* v. 9.2.1989.

^{xii} Thomas Rosenlöcher: *Ostgezeter*. Beiträge zur Schimpfkultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997.